

Suchdiensttätigkeit

Die Beschreibung dieser Tätigkeit hätte eigentlich an den Anfang der Darstellung der Aufgaben des ISD gehört, handelt es sich hierbei doch um das ursprünglichste Mandat dieser Institution. Wenn sich auch im Laufe der Jahre das Profil der Antragsteller verändert hat, so ist die Aufgabe und vor allem deren Erfüllung grundsätzlich die gleiche geblieben. Gewiss profitieren die beiden Suchdienstabteilungen – Suchdienst und Kindersucharchiv – von der neuen IT, doch beruht weiterhin ein großer Teil der erfolgreichen Fallbearbeitung auf der ganz individuellen Vorgehensweise, also den Erfahrungen der Sachbearbeiter. In Zukunft dürfte sich an diesem Vorgehen nicht allzu viel ändern, da das positive Ergebnis eines Suchfalles nicht unerheblich von der „Intuition“ des einzelnen „Suchexperten“ abhängt. Viele Anfragen, die praktisch einen aussichtslosen Ausgang vermuten lassen, finden immer wieder – dank der hartnäckigen Bemühungen, weitere Möglichkeiten der Nachfrage in Erwägung zu ziehen – einen glücklichen Abschluss. Die Beschreibung gerade dieser Arbeit bildet deshalb idealerweise eine Brücke zwischen dem ISD vor und nach dem Wandel vom Papier- in den IT-Betrieb praktisch zeitgleich mit der Jahrtausendwende.

Was die Antragsteller anbelangt, so waren es anfänglich fast ausschließlich die Betroffenen selbst, die sich an den Suchdienst wandten. In der Gewissheit, nicht alleine deportiert worden zu sein, bestand die größte Sorge schon vor der Rückkehr oder der Auswanderung darin, den mit den nächsten Verwandten gänzlich abgebrochenen Kontakt so schnell wie möglich wieder herzustellen.

Hatten diese den Holocaust überhaupt überlebt, und wenn ja, wo befanden sie sich jetzt? Nicht zu wissen, welche Odyssee die vermissten Familienmitglieder hinter sich hatten, erleichterte den Sachbearbeitern die Suche nicht gerade. Im Laufe der Jahre kamen immer mehr

Fälle hinzu, in welchen die Antragsteller als sehr junge Personen, oft sogar als Kleinkinder, die Kriegswirren miterlebt hatten. Vielen von ihnen war oft nur ein Bruchteil bzw. gar nichts über die Eltern und deren Geschichte bekannt. Mit zunehmendem Alter nahm für sie die Beantwortung der Frage nach „den wahren Wurzeln“ immer mehr an Bedeutung zu. Zahlreiche Besuche in Bad Arolsen, gerade von sogenannten Lebensbornkindern, sind ein trauriges Beispiel dafür, wie bedrückend das Unwissen über Name und Herkunft eines oder beider Elternteile ist und die innere Ruhe „gestandener“ Erwachsener, d.h. ihr inneres Gleichgewicht, empfindlich stört. In letzter Zeit meldet sich diese Gruppe immer häufiger mit einem weiteren Anliegen: wenn schon oft nach so vielen Jahren die Spur zu den Eltern nicht aufgenommen werden kann, so möchten sie zumindest den sich im Zuge der Ermittlungen häufig ergebenden Hinweisen auf Halbgeschwister – die ein ähnliches Schicksal erlebt haben müssen – nachgehen.

Gerade die eigentliche Suchdienstarbeit legt Zeugnis ab dafür, wie lang die Schatten sind, die ein kriegerischer Konflikt auf die am meisten Verletzbaren wirft.

Stand am Anfang der Suchdienstarbeit die Familienzusammenführung im Vordergrund, so steht heute der Schicksalsklärung ein besonderer Stellenwert zu. Die quälende Ungewissheit über den Verbleib verschollener Personen lastet auch Jahrzehnte nach den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges noch schwer auf den Betroffenen, weshalb selbst die Mitteilung der Grablage eine erlösende Nachricht bedeuten kann, die hilfreich ist beim Abschließen einer ganz privaten Geschichte. Dankschreiben, in denen die Angehörigen ihre Genugtuung darüber kund tun, dass sie „jetzt beruhigt sterben können“ oder „es ein gutes Gefühl sei zu wissen, dass die nahestehende Person durch ein Grab nicht vergessen worden sei“, sind für Nichtbetroffene kaum zu verstehen. Genauso die Dankbarkeit eines Sohnes über die

Nachricht, wonach seine Mutter kurz nach seiner Geburt an Tbc erkrankte und anschließend starb.

Die zahlreichen Fälle, in denen trotz großem Abstand zu den Ereignissen noch Überlebende gefunden werden, sind a priori sicher als spektakulärer zu bezeichnen. Das Glück über eine wiedergefundene Mutter, die man nicht bewusst gekannt hat, ist kaum in Worte zu fassen. Schreiben der Betroffenen zeugen hier von einer unbeschreiblichen Freude, selbst wenn manchmal die beiden Generationen nicht einmal die gleiche Sprache sprechen. Auch kommen in vielen Fällen Familienmitglieder zusammen, die vorher nichts voneinander wussten. „Vielen Dank für die Bemühungen der Suche nach meinem inzwischen verstorbenen Vater. Vorige Woche habe ich von meiner in Nord-Carolina lebenden Halbschwester einen sehr netten Brief bekommen. Es war für mich nicht nur eine große Überraschung, sondern auch eine unbeschreibliche Freude, die mir so nach und nach erst richtig zum Bewusstsein kommt, dass ich doch noch etwas über meinen, unseren Vater, erfahren werde“. Die Antworten fallen manchmal trotz Erfolg in der eigentlichen Sucharbeit recht betrüblich aus. Die gefundene Person kann – wie schon mehrfach vorgekommen – in einer geschlossenen Anstalt leben und die Verantwortlichen lassen keinen Kontakt zu, da der Patient dies nicht verkraften kann, oder aus anderen, z.B. privaten Gründen nicht in der Lage sein, ein Zusammenreffen wahrzunehmen. So ist die Ablehnung einer Kontaktaufnahme oder gar des Einverständnisses für die Weitergabe der Adresse seitens des Gefundenen – aus welchen Gründen auch immer – besonders bei dem Personenkreis der Eltern nichts Außergewöhnliches. Für den Sachbearbeiter, der eigentlich einen erfolgreich gelösten Suchfall vor sich hat, ein bedauerlicher Sachstand. Beim Suchdienst müssen wir jedoch den Willen der Betroffenen berücksichtigen und damit akzeptieren, dass nur diesem der Entscheid über einen wirklich positiven Ausgang überlassen bleibt.